



DER SPIEGEL

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Siebzehnter Jahrgang.

Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittve und S. Rosenthal.

1844.

Pesth und Ofen, Sonnabend, 3. Februar 1844.

10.

Der Admiral.

(Fortsetzung.)



benß gesellten sich oft Freunde zu ihm; denn nach und nach hatte er eine ganze Partie eingeladen. Alle priesen ihn glücklich, und da er selbst meinte, daß sie Recht darin hätten, so hielt er es für seine Pflicht, ihnen aus dem Horn des Ueberflusses, welches die Fürsorge über sein Haupt ausgeschüttet, nach Kräften mitzutheilen. Man nahm dann die Bücher vom Tisch herunter, legte die Spielkarten darauf, und aus einem nahen Wirthshause wurden häufig große, grüne Flaschen mit Wein herbeigebracht, so daß manchmal auf Gabriel's sonst so stillem Zimmer die Gläser bis spät in die Nacht hinein klangen. „Dort ist gewiß ein Viertel vom großen Loose angekommen!“ sagten dann die Nachbarn zu einander. War endlich Alles ausgetrunken, so setzte man die Lustigkeit noch wohl auf der offenen Straße fort, was zu allerlei Dingen Anlaß gab, die man nicht gern bespricht. So hoben die jungen Gesellen überall, wo es möglich war, den Leuten die Fensterläden aus. „Es ist zu ihrem eigenen Besten!“ sagte man, „morgen werden sie Alles desto fester verschließen!“ Sogar Gabriel ließ sich zu solchen Ruhestörungen verleiten, indem er mit den Genossen durch die Straßen ging, in ihren wilden Gesang einstimmte und sich einmal, man sollte es kaum glauben, dazu hergab, aus lauter Muthwillen eine Laterne einzuwerfen. Es war Nachts um zwölf Uhr. Gabriel's Hauswirthin war mit allem dem aber gar nicht zufrieden. Sie hielt etwas auf den jungen Einwohner und nahm sich gern seiner an. Manchen abgerissenen Knopf hatte sie ihm schon wieder angefügt, und wenn er aus der Thür ging, da stand sie oft mit der Bürste hinter ihm, um den jungen Herrn schön zu machen, wie sie sagte. Es that ihr also jetzt recht von Herzen leid, daß Gabriel mit jedem Tage leichtsinniger wurde, und kopfschüttelnd sagte sie oft zu ihrem Manne: „Nun, der Herr kann noch Alles gut machen, aber ich bin bang!“ Die gute Frau hatte wohl Recht, denn es wurde mit Gabriel ärger und schlimmer; die schönen runden Thaler, die er in dem Eichenschrank aufbewahrte, und welche die Frucht langer Arbeit waren, verschwanden einer nach dem andern, und kein Ersatz traf ein; bald entfernte sich der letzte, und traurigen Herzens dachte er nun an ein Mittel, wie der übeln Krankheit des Geldschwindens zu steuern sei. Es gab deren zwei. Das erste war: recht fleißig zu arbeiten und sich dann und wann mit einem Trunklein reinen Brunnenwassers zu erfrischen. Aber das wurde gleich verworfen, denn es war dem Gabriel nicht anders, als hörte er in der Ferne zwei Römer-Gläser lieblich an einander klingen, und wenn er aufmerksam

zulaufchte, da kam es ihm ganz so vor, als riefte das eine Glas: „Rother!“ und das andere: „Weißer!“ und beide Stimmen dächten ihn gleich freundlich! Das erste Mittel wurde also gleich verworfen, und Gabriel trat mit festem Schritt aufs Neue vor den Eichenschrank. „Meine Eltern haben mir allerlei Bücher hinterlassen,“ sprach er. Die große Bibel behalte ich jedenfalls. Der Homeros ist auch ein ansehnlicher Kerl; den darf ich nimmer weggeben! Ferner das Gebetbuch der Großmutter und den Hironymus Jobs mit Holzschnitten. Die muß ich auch behalten! Aber die andern — „Laß sie fahren dahin!“ Als es dunkel wurde, steckte Gabriel zwei dide Bände unter den Rock auf den Rücken, zwei andere auf die Brust, die übrigen in die Taschen, und unter den Armen trug er auch einige. „Aber die Leute unten im Hause dürfen nicht sehen, mit welchem Plan ich umgehe.“ Er besann sich einen Augenblick. Auf dem Zimmer neben ihm wohnte ein junger Mann, den er gut kannte. Dieser besaß einen recht weiten Mantel. „Ach, leihen Sie mir das schöne Kleidungsstück!“ sagte er ihm. „Sie sollen es in einer halben Stunde zurück haben!“ Und da hängt er das weitläufige Ding um seine Schultern, daß man nichts von den Büchern sah. Seine Wirthsleute kannten ihn aber gar nicht, als er die Treppe hinunterschritt und über die Hausflur ging, denn Gabriel war viel dicker als sonst, und der Mantel machte, daß man ihn für einen stattlich = stolzen Mann hielt. „Laß sie fahren dahin!“ sang er auf der Straße noch einmal, „was soll ich im südlichen Frankreich mit deutschen Büchern thun? Alle Menschen reden dort eine andere Zunge; da werde ich meine Muttersprache auch bald vergessen! Es sollte mir freilich leid thun!“ Ohne Bücher, aber mit einigen harten Geldstücken in der Tasche, trat Gabriel bald aus der Bude eines Antiquars und eilte in ein entlegenes Stadtviertel, wo er einige ältere Freunde in einem kleinen Weinhause auszutreffen hoffte. Er sehnte sich danach, seinen alten Lehrer, den langen Herrn Doktor, von dem unerwarteten Glück zu benachrichtigen. Doch noch mehr beflügelte der Gedanke an ein anderes Wesen seine Schritte, denn Marie hatte ein Paar wunderschöne schwarze Augen, und eben sie wohnte in der kleinen Schenke, dieweil sie des reichen Wirthes einziges Töchterlein war. Als Gabriel das Bild zeichnete, das in seinem Zimmer unter dem zerbrochenen Spiegel hing, da durfte er sie mehrere Stunden lang recht scharf ansehen, und das liebe Angesicht setzte sich so in seinem Gedächtnisse fest, daß er es gar nicht wieder vergessen konnte. Manchmal, wenn er Abends bei der Lampe saß und seine Gedanken von der Arbeit abschweiften, um in gar seltsamen Vorstellungen herumzuirren, da griff er zu dem spizen Bleistift und malte auf ein Stück Papier eine freie, gewölbte Stirn, an der zu beiden Seiten volle Locken herunterhingen. „Die Stirn ist glänzend weiß, und die Locken sind dunkel braun,“ sagte er, und zeichnete weiter ein Paar seine Lippen und eine kleine Nase darüber und zwei Augen, „welche wie zwei Morgensterne leuchten,“ meinte er. Hatte er dann endlich noch den ganzen Umriß gemacht, die Wangen und das runde Kinn, dazu das Ganze hübsch schattirt, da sprang er froh vom Sessel empor. „Das ist Marie,“ rief er und verglich das neue Bild mit dem alten unter dem Spiegel. Glichen sie einander, so kannte seine Freude keine Gränzen. So hatte er gewiß ein zwanzig Marien gemalt, und die Bilder waren recht hübsch, aber wie schon früher gesagt, war die eine lebende Marie noch weit schöner. Gabriel hätte sie gern jeden Tag gesehen, aber nur selten kam sie in den untern Raum der Wirthschaft, da die fromme Mutter es ungemein scheute, wenn ihr Töchterchen mit den Gästen in Berührung kam. Ging sie einmal die Treppe hinunter, da stürzten auch gleich so viele Anbeter auf sie los, daß Gabriel gar nicht mehr wagte, mit seinem Gruß heranzutreten, und auf ihrem Zimmer wollte er sie auch nicht mehr besuchen, denn eines Tages hatte sie ihm mit zweideutigen Worten und, wie es ihm vorkam, mit einem etwas spöttischen Lächeln aus einander gesetzt, die jugendlichen Spielereien seien jetzt vorüber. Da war auch er in der letzten Zeit recht trozig geworden; wenn sie ihm auf der Straße begegnete, blickte er stets auf eine andere Seite. „Gehst du nicht in das südliche Frankreich?“ sagte er zu sich selbst, „da gibt es auch schöne Mädchen! Warte nur, Marie, es soll dich noch gereuen!“ und seit mehreren Wochen hatte er ihre Wohnung nicht besucht. Als er daher an jenem Abend zuerst wieder unter ihrem Fenster stand, da schaute er erst mehrere Minuten lang nach den steinernen Drachenköpfen hinauf, welche den Giebel des alten Hauses schmückten, und besann sich, ob er eintreten sollte oder nicht. Unwillig stieß er endlich mit dem Fuße die Thür auf. „Wenn sie dir begegnet, da sagst du nicht einmal guten Abend!“ murmelte er und eilt rasch über die Hausflur dem Gastzimmer zu; konnte aber doch nicht umhin, einmal schräg durch das Küchenfenster zu blicken. Marie hatte Alles bemerkt, denn oben an der großen Treppe stand sie, in ihrem grünen Kleide, welches der blanke Gürtel so fest umschloß und das so zauberisch von den rosenrothen Schleifen umgeben war. Ihre Augen blitzten vor Freude, als sie nach so langer Zeit den trozigen Knaben zum ersten Male wieder eintreten sah, Als er die Stubenthür zugeworfen hatte, eilte sie mit klopfendem Herzen hinunter, schob die Gardinen vor den Scheiben weg, und

blickte so lange im Zimmer herum, bis sie wußte, wo Gabriel saß. — Gabriel fand Alles nach Wunsch. Die ganze Gaststube war voller Menschen, und oben am Tische saß auch der Rektor und that gewaltigezüge aus der irdenen Pfeife. Er erzählte so eifrig vom siebenjährigen Kriege, daß er gar nicht merkte, wie Gabriel sich an seine Seite setzte und leise den Schoppen mit gewöhnlichem Wein vom Tische nahm. Erst als die Aufwärterin lächelnd eine Flasche Nierensteiner nebst zwei schimmernden Römern herbei brachte, fuhr er erschrocken auf, daß die irdene Pfeife zerbrach und nur das obere Endchen im Munde stecken blieb. Jetzt mußte der Jüngling sein freundliches Benehmen rechtfertigen, und als dies geschehen, wie lustig schob der alte Rektor das sammtne Käppchen auf dem kahlen Kopfe herum! „Es lebe das süßliche Frankreich!“ scholl es den ganzen Tisch herum, und dem Gabriel stieg das Blut in die Wangen, daß er rosenroth aussah. Nun dauerte die Fröhlichkeit bis spät in die Nacht fort, denn Alle nahmen den herzlichsten Antheil an Gabriel's Schicksal. Die alten Herren rückten näher mit den Stühlen heran, so daß ein dichter Kreis um den Tisch war, in dem allerlei sonderbare Gesichter zum Vorschein kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Tänzerin Dona Lalla Montez.

Mehrere Blätter haben von der eben so reizenden als männlich-kühnen spanischen Tänzerin Dona Lalla Montez höchst auffallende Charakterzüge mitgetheilt und besonders ihre letzten Abenteuer zu Warschau erzählt. Ein Pariser Blatt bringt nun darüber, in einem Schreiben aus Warschau vom 30. Dezember v. J., folgende authentische Details: „Dona Lalla Montez befand sich gerade zu Berlin, als der Kaiser Nikolaus dem König von Preußen einen Besuch abstattete. Ueberrascht durch ihre Schönheit und choreographischen Talente, lud sie der Kaiser ein, St. Petersburg zu besuchen, und sie machte sich, diese Einladung annehmend, sofort auf die Reise. Bei ihrer Ankunft in Warschau engagirte sie sich auf sechs Vorstellungen im dortigen Theater. Nach der ersten Vorstellung, in welcher sie einen glänzenden Triumph feierte, machte ihr der russische Obrist Abrahamovitz, der mit der Aussicht über das Theater beauftragt ist, eine Visite; aber sein Benehmen war derart ungezwungen und frei, daß ihm auf sehr feine Weise die Thür gewiesen wurde. Beleidigt durch diese Schlappe, befahl er seinen Sbirren, die Tänzerin bei der nächsten Vorstellung auszupfeifen. Dem. Montez erfuhr bei einem Diner im Hause des Herrn Steinkeller, wo sie in Gesellschaft einer großen Anzahl von Literaten war, von diesem böswilligen Anschlage, gegen welchen ihr Alle ihre Hilfe zusagten. — Der Tag der zweiten Vorstellung kam, das Haus war übersüllt, der Vorhang rollte auf, die Tänzerin erschien und alsbald ließen sich zu gleicher Zeit Applaudissements aus den Logen und dem Parterre und Pfeifen aus den obersten Gallerien vernehmen; der Tumult war furchtbar. Endlich trat Dem. Montez an den Rand der Bühne u. verlangte das Wort, was die Ruhe herstellte.

Sie dankte dem Publikum für die gütige Aufnahme; was aber die Beleidigung, die man ihr bereiten möchte, betrifft, so kenne sie sehr wohl den Urheber, und während sie sich gegen die Loge des Herrn Abrahamovitz wandte und mit dem Finger dahin zeigte, setzte sie hinzu: „Dieser Feigherzige ist es, der an einem armen Mädchen Rache nehmen will, weil es seinen schändlichen Absichten nicht willfahren wollte.“ Hierauf verließ sie das Theater. — Unmittelbar darauf ward sie von der Polizei, die sich ihrer bemächtigen wollte, verfolgt. Die Herren Steinkeller und Lesniowski, letzterer Redakteur der „Warschauer Zeitung“, traten dazwischen, befreieten sie und führten sie in einer Kutsche in ihr Hotel. Aber bald kamen die Herren Sobolew, Polizeichef u. Abrahamovitz mit Gensd'armen zu ihr. Sie suchten ihre Effekten und Papiere durch u. machten Miene, ihre Forschungen noch weiter fortzusetzen. Da zog die Spanterin einen Dolch aus ihrem Gürtel und drohte Jedem zu tödten, der sich ihr nähete. Die Angreifenden stuzten, wurden eingeschüchtert und begnügten sich, sie aus Warschau durch Gensd'armen wegführen und an die preussische Gränze bringen zu lassen. Sie vergaß ihren Mantel; Herr Steinkeller, der sie bis zur ersten Station geleitete, kehrte zurück, um ihn zu holen; allein er wurde bei der Barriere der Stadt verhaftet und auf acht Tage in's Gefängniß geworfen. Andererseits wurden die Theaterdirektoren abgesetzt, Herrn Lesniowski wurde die Redaktion der „Warschauer Zeitung“ abgenommen, auch wurde er mit mehreren andern Personen, die Theilnahme an Dem. Montez bezeugten, verhaftet u. s. w. — An der preussischen Gränze angelangt, ward sie abermals von Seiten der Douane der Gegenstand ängstlicher Untersuchungen und sie vertheidigte ihre Person wieder mit dem Dolch in der

Hand. Sie zerriß mehrere Briefe, die man unterfuchen wollte und warf die Enveloppen dem russischen Offizier in's Gesicht. — Dona Lalla Montez wird nun jetzt ohne Zweifel die Lust verloren haben, eine Kunstreise zu unternehmen.

Musterung der nordamerikanischen deutschen Zeitungen.

Die „New-Yorker Staatszeitung“ vom 1. Dezember theilt ein Gedicht von Harro Haring mit: „Der Menschheit Auferstehung.“ Schluß-Monolog eines noch ungedruckten Drama's. Der gute Wille ist besser als die Verse. — Der „deutsche Korrespondent“ in Baltimore vom 25. November sagt: „Harro Haring, der berühmte deutsche Schriftsteller, ist von Rio Janeiro in New-York eingetroffen, und will dort eine erlesene Sammlung seiner Werke in drei Bänden, hestweise, herausgeben. Die „New-Yorker Staatszeitung“ bringt reiche Beiträge von ihm.“ — Berühmt ist Harro Haring nicht.

Seltenheit. — Es ist eine Seltenheit eine Person zu finden, die ihre eigenen Kinder nicht gescheider und besser erzogen denkt, als die ihrer Nachbarn. Seltener ist es, ein Mädchen zu finden, das seine fünfzehn Jahre erreicht, das noch nicht an einen Mann dachte.

(„Der Freimüthige“ von Buffalo.)

Deutsches Militärkorps. — Mit eben so viel Vergnügen als Ueberraschung hören wir von der regen Theilnahme, welche sich für die Bildung einer deutschen Militärkompagnie in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten kund gibt. Und warum sollte es auch anders sein, da das Material, tüchtige deutsche Männer, in hinreichender Stärke vorhanden, und der Ort der passendste in den Vereinigten Staaten ist. Die beiden Versammlungen zu diesem Zwecke waren von einem trefflichen, vielversprechenden Geiste befeelt.

(N. Ztg.)

Die „deutsche Schnellpost“ vom 29. November, sagt: „Der amerikanische Himmel hängt voll Geigen. Der berühmte belgische Violinist Vieuxtemps, ein Künstler vom allerersten Range, ist hier eingetroffen.“ Es scheinen sich in der That diesen Winter die ersten Violinisten Europa's in Nordamerika eingefunden zu haben: Vieuxtemps, Artot, Ole Bull, (Hauman) u. s. w. — De Beriot lebt in Brüssel und spielt nicht mehr vor dem Publikum, sondern empfängt große Gesellschaft. Das Publikum verliert dabei, de Beriot aber nicht. — Die berühmte Malibran sang mit Seele zur Kunst und starb nach übertriebener Anstrengung. De Beriot wird wohl diesem Kunstenthusiasmus nicht nachahmen.

Dem „deutschen Korrespondenten“ aus Baltimore, vom 29. November, entnehmen wir folgendes: „Ole Bull aus Norwegen, der große Violin-Virtuose unserer Zeit, ist in New-York mit dem Steamer „Caledonia“ von Europa angekommen. Die „N. = Y. Schnellpost“ bemerkt über den ausgezeichneten Künstler unter Anderm Folgendes: „Ein Hauptcharakterzug dieses genialen Künstlers ist die Ruhe und anspruchlose Art, mit welcher er alle die unbegreiflichen Effekte und Schwierigkeiten hervorbringt, sein Staccato ohne Ende, sein vierstimmiges Spiel und das auf einer Saite, so wie seine Doppel- und Oktavenläufe, die sogar Künstler vom Fach in Erstaunen setzen. Ole Bull beabsichtigt, in den vorzüglichsten Städten der Vereinigten Staaten Konzerte zu geben und alle Kunstfreunde werden demnach Gelegenheit haben, die Leistungen dieses Virtuosen bewundern zu können.“

Macready gibt in Boston Vorstellungen vor vollen Häusern. Die Box = Size wurden täglich meistbietend versteigert. In New-York soll er 6000 Dollare baar realisiert haben.

Philadelphia. — Ein Schauspieler, Namens Rice, hat die üble Gewohnheit an sich, im Theater der Walnutstraße zuweilen ein Lied zu singen, worin der Präsident der Vereinigten Staaten lächerlich und verächtlich gemacht ist, und das Volk sogar zur Gewaltthätigkeit gegen denselben aufgefordert wird. — Dieser Bühnenheld muß eine starke Frechheit besitzen und den Charakter der Anwesenden (vielleicht mit Recht) gering schätzen, sonst würde er ein solches Wagstück unterlassen. Der Präsident ist der Repräsentant der Nation, durch die von ihr sanktionirten Gesetze auf seinen hohen Posten gestellt. Eine ihm zugefügte Schmach trifft das Volk selbst. Wir bedauern jene Personen, welche anstatt einen solchen ungezogenen Brettergesellen mit Unwillen auszuspfeifen, schlecht und niederträchtig genug sind, ihm ihren Beifall zuzuklatschen.

(Vorwärts.)

Schön Lenchen.

(Nach Franz v. Kolschey.)

Schön Lenchen steht und harret am Strand,
Ein Fischer sang im Kahn
Und sah, dem Ufer zugewandt,
Das Mädchen bangend nah.
„Zurück, zurück! du holdes Kind,
Zu heft'ge Wogen treibt der Wind.“

Und bittend sprach das Mädchen mild:
„Nein, wackerer Fischer, nein,
Dort drüben grünt ein schön Gefäß,
Ein Hüttchen mitten drein,
Ein Hüttchen, das der Schatten schützt,
Wo mein Geliebter einsam sitzt.“

In Sturm auf wildentbrauner Flut,
Schreckt viel Gefahr und Noth;
Doch eine Hoffnung gibt mir Muth,
Hinkömmt vielleicht das Boot.
Ein Herz, das Leid und Gram beschwert,
Ist süßer Freundentränen werth.“

Schön Lenchen kommt, hüpfst leicht in's Boot,
Der Fischer rudert kühn,
Besorgt, wie er dem Wellentob
Auch diesmal könnt' entfliehn;
Und Lenchen ruft, wenn neu beginnt
Der Sturm, an's Ufer treibt der Wind.

Ah! nicht an's Ufer treibt der Wind,
Gen uns kämpft Sturm und Flut,
Ah! nimmer ist's dem Menschenkind,
Gott zu versuchen, gut.
Die Welle schwillt, der Strudel droht,
Und in den Wogen harret der Tod.

„Mein, Fischer! Glück begleitet mich,
Glück, trägt dein sich'rer Kahn,
Ich seh' den Stern der Liebe sich
Von Westen schimmernd nah.
In Westen harret der Jüngling mein,
Nach Westen lenk' ich furchtlos ein.“

Spricht Lenchen neigend sich gen Strand
Und als sie ihn erblickt,
Streckt freudezitternd sie die Hand
Ihm zu, ganz wonn'entzückt;
Ihr schwanden Himmel, Erd' und Flut,
Im Aug' brennt ihrer Seele Glut.

Am Strande steht doch angstgequält
Der Jüngling, ach! und stant,
Die Brandung steigt, sein Hoffen fällt,
Denn schon erbleicht das Kind;
Ein neuer Sturm tobt wild heran
Und gänzlich, ach! verstaubt der Kahn.

Stier schaut er hin und ächzet nicht,
Er fühlt und denkt nicht mehr,
Der Dualen Grab vor ihm erbriecht,
Weiß weder hin noch her,
Und schnell, wie Blizes jähe Glut,
Stürzt auch er halbtodt in die Flut.
Zöllner.

Presß - Zeitung.

Wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß die ungarische Literatur in neuester Zeit mit Riesenschritten vorwärts schreitet und sich bereits fast in jedem Genre bedeutend emporgeschwungen; so gehört dennoch unstreitig das Feld der Reisebeschreibungen zu den minder bebaueten, obwohl Szemere, Pulszky u. A. auch in diesem Fache Treffliches geleistet. Um so erfreulicher mußte uns Franz v. Eszár's vor Kurzem erschienene: „Utazás Olaszországban“ (Reise in Italien) überraschen. Der Umstand, daß diese Reisebeschreibung aus der Feder eines Mannes floß, dessen statistische und anderweitige Kenntnisse rühmlichst bekannt sind, und den seine Berufsgeschäfte lange an das ungarische Litorale und Italien fesselten — erhöht den Werth des Wer-

kes unstreitig. Das höchste Interesse verleihen ihm aber gewiß die Parallelen, welche der geistreiche Verfasser gelegentlich zwischen unserem Vaterlande und Italien so gewandt zu ziehen weiß. Die topographisch-historische Beschreibung vereinigt sehr geschickt die zwei Hauptzwecke: Belehrung und Unterhaltung, und dürfte auch der schönen Welt eine amüsante Lektüre liefern. — Schließlich wünschen wir nur: die hochherzigen Lächler unseres Vaterlandes mögen durch rege Theilnahme dem Verf. die beruhigende Ueberzeugung liefern, daß sie kein Vorwurf keineswegs trifft, den er in der Widmung ausspricht: „Von den Purpurlippen der italienischen Schönen klingt überall — vom Marmorpalaste bis zur Strohhütte — die Sprache Dante's, Petrarca's, Tasso's; in den Gesilden an der Donau und den Kaparthen verstehen mich eben diejenigen unter unseren Frauen nicht, die dem Vaterlande am meisten schuldig sind, von welchen wir am ehesten die Beförderung der Blüthe unserer Nationalsprache und Kunst erwarten könnten. Die Damen der Palläste vergaßen bei uns die Sprache unserer Väter und mit ihr Alles, was nationell ist!“ — (Druck sehr korrekt; Ausstattung elegant; Preis beider Bände: 3 fl. C. M. Zu haben bei Gustav Emich.) M. Falk.

** In Wien ist so eben ein zierliches Büchlein erschienen: „Anleitung, unter die Haube zu kommen. Ein Talisman für Mädchen, von Fernand.“ Dieser Talisman ist wohl geeignet, koketten Schönen zum Ehemann zu verhelfen; die einfachen, natürlichen bedürfen ihn nicht. Für sie ist die angeborene Anmuth und das reine Herz der sicherste Talisman. Herr Fernand ist ein feiner Beobachter, wir wollen dies gleich an einigen Beispielen sehen. Das Wesen der Frauen nennt er u. A. Liebe, aufopfernde Liebe; — er schreibt ihnen neunundneunzig Schönheiten zu, was ihnen nicht mißfallen wird, obgleich er das Hundert hätte voll nehmen können; — er warnt sie vor den Vorurtheilen der Schönheit, wozu eine affektirt leidende Blässe und eine unnatürlich dünne Taille gehören; — er unterrichtet sie von den Vortheilen der Schönheit in Bewegung zc. „Schönheit in Ruhe“, sagt er, „kann uns wie alles Todesstarren mächtig ergreifen, wehmüthig stimmen und elegische Sehnsucht in unsere Seele gießen, aber Entzücken u. Jubel erweckt nur Schönheit in Bewegung.“ Hierzu rechnet er den Gang („der so leicht ist, wie der eines Engels, und wieder so sicher, wie der einer Mutter, die ihr geliebtes Kind aus dem Arme will fallen lassen“ — das Erste dünkt uns schwierig) — den Tanz — das Reiten („wenn Mädchen zu Fuße keinen Mann einholen können, so mögen sie ihm immerhin zu Pferde nachsetzen“ — „auf dem Pferde nehmen sich vorzüglich große Frauen recht stattlich aus“ — „eine Reiterin gewährt die Musikon, als ob die Ge-

stalt zwischen Himmel und Erde schweben" — was uns eben nicht anziehend scheint) — das Schwimmen sogar — und endlich das Turnen („Wachsthum zu fördern und die Gesundheit zu erhöhen.“) — Interessant sind die Schilderungen der verschiedenen Gattungen der Liebe; diese wird eingetheilt in Flaumliebe, Schmachtliebe, Liebe (platonische), Küchenliebe, Raßliebe, Freundschaft (?). Flaumliebe ist: wenn der Liebende hoch erröthet beim Anblick der Verehrten, seine Kniee wanken, er von Allem spricht, nur nicht von der Liebe. Das Wörterbuch der Schmachtliebe besteht aus Lilienblüthe, Rosenblüthe, Narkissenschnee, Kirschlippen, Fliederlaub und noch aus einem heißersehnten Etwas, einem überschwenglichen Wie? und einem unter Beben erwarteten Wann? Küchenliebe wird erklärt: Die Männer dienen oft um die Rachel, öfter noch um ihre Herden. Raßliebe entsteht, um auszurasen von den ununterbrochenen Siegen der Liebe, wenn die Müden fragen: „Wer soll mich pflegen, wenn ich einst alt und kränzlich werde?“ u. s. f.

Theater.

Theaterwelt. Meynert schreibt in der Theaterzeitung: „Mit der freudigsten Theilnahme berichte ich, daß Palm's „Sampiero“ bei der am 27. Jan. stattgehabten zweiten Vorstellung, vom Anfange bis zum Ende mit großem Beifalle, ja theilweise mit einem, bei Reprisen ungewöhnlichen Enthusiasmus aufgenommen worden ist. Sowohl das seit der ersten Aufführung noch bedeutend vervollkommnete Zusammenspiel, als auch einige zweckdienliche Aenderungen haben dem Ganzen zum wesentlichen Vortheile gereicht, und es dürften noch zahlreiche Wiederholungen, wie von Seite des Publikums ein noch lange anhaltender Zuspruch zu verbürgen sein.“

* Im Hofopertheater zu Wien wird die Oper des englischen Kompositors Hatton: „Basqual Bruno“ einstudirt. Staudigl gibt sie zu seinem Benefiz.

* Moriani feiert so eben die ausgezeichnetsten Triumphe zu Berlin u. erregt in allen dortigen Kreisen die höchste Sensation.

* Der König von Hannover hat auf persönliche Verwendung des Königs von Preußen Hr. Döring jährlich einen fünfmonatlichen Urlaub bewilligt, um diesen zu Gastrollen in Berlin zu verwenden. Döring erhält für sieben Monate 3000 Thaler und für die fünf Monate in Berlin gleichfalls 3000 Thaler. Solch ein Gehalt hat vor ihm noch kein deutscher Künstler bezogen.

* Im Leipziger Theater gastirt der Mime Kott. Nach der Meinung des Herrn Held ist unser Theater in diesem Jahre gerade noch so schlecht wie im vorigen. Wir wagen nicht zu widersprechen. Der Leipziger ist eine gute Seele,

auch er findet das Theater sehr schlecht, allein wenn er auf die einzelnen Mitglieder zu sprechen kommt, so sind sie alle der Reihe nach wenigstens Halbgötter, und er läßt sich für den und den, und für die u. die Mamsell todt schlagen.

* Held sagt in dem neuesten Hefte seiner Lokomotive: „Vergebens bemüht sich Mad. Schröder-Devrient, den Mangel der Stimme durch einen Ueberfluß ihres Spiels zu ersetzen. Diese Bemühung wird zuletzt auch ihr Spiel, das früher so naturgetreu und schön war, zur Karrikatur machen. Darum sei sie folgsam unserm Rathe: „Sie höre von Stund an auf, als Sängerin zu wirken, und wende ihr großes mimisches Talent nur dem Schauspieler zu.“ Das deutsche Theater wird alsdann an der Schauspielerin gewinnen, was es an der Sängerin verlor; und die Künstlerin selbst wird die neu zu erwerbenden Lorbeerkränze zum Ruhekränze machen für die erworbenen.“

* Eine reisende Schauspielertruppe führte in einem schlesischen Städtchen den „Bellisfar“ unter folgendem Titel auf: „Heute wird aufgeführt mit Janitscharenmusik zum Erstenmale: Bellisfar, als stegreicher Held, Gatte, vermeinter Hochverräther, Bettler und geblendeter Greis, oder: das aus afrikanischen Staaten stegreich zurückkehrende Römerheer.“ Dieselbe Truppe führte auf: „Grißelbis, oder sie muß knien.“

* Wie weit in Berlin die Theaterwuth geht, kann man aus einer Bekanntmachung der Intendantz sehen, welche sich wegen der vielen Nachfragen und Bestellungen zu der ersten Vorstellung im neuen Opernhause genöthigt sieht, zu erklären, daß sie jetzt auf dergleichen noch nicht eingehen könne! Wenn man bedenkt, daß die Eröffnung der Oper erst zum 15. Oktob. d. J. bevorsteht, so möchte man wirklich verzweifeln.

* In Nordamerika halten jetzt die berühmtesten Geigenspieler einen Wettkampf; zu Mailand tanzen in der Scala die beiden ersten Tänzerinnen um die Wette: Lucille Grahn und Fanny Elsler. Beide wurden, die erste im Ballet „Elda“, die zweite im Ballet „Armide“ sieben Mal gerufen. Die Mailänder waren so außer sich, wie es die Spanier bei einem Stiergefechte nur irgend sein können.

Mignon - Zeitung.

Wien. Wir lesen in Ebersbergs trefflichem „Zuschauer“: „Mehrere Wiener Zeitschriften haben die Nachricht gebracht, daß Hr. Saphir seine öfter angekündete Akademie auf den 8. Februar, seinen 50. Geburtstag, verschoben. Mit wahrhaft kollegialischer Theilnahme wurde diese Kunde gebracht und bei dieser Gelegenheit Hr. Saphir viel Schmeichelhaftes gesagt. Ueberhaupt hat dieses Talent, dem von keinem Unbefangenen, selbst in seinen Abirrungen, jemals die

Anerkennung verweigert worden ist, in letzterer Zeit an Gegnern verloren und an Freunden gewonnen. Wir wollen nichts von der jugendlichen Frische seines Geistes, von der nimmer schwindenden Kraft seines unerföpplichen Wizes sagen, um mit diesem Lobe das Vielgesagte und Allgemeinbekannte nicht zu wiederholen; aber so viel dürfen besonders wir nicht unerwähnt lassen: daß Hr. Saphir vor nicht langer Zeit einen muthvollen Beweis aufopfernden Strebens für die Verbesserung literarischer Zustände und eine charaktervolle Festigkeit in der Richtung nach Recht und Wahrheit dargelegt hat, die Oesterreichs jüngere literarische Talente in dankbarem Andenken halten müssen. Deshalb besonders freuen auch wir uns der ehrenden Anerkennung seines literarischen Wirkens und sind im Voraus überzeugt, daß er von Seite des Publikums, das ihm noch zu aller Zeit Beweise lebhafter Theilnahme gegeben, an jenem wichtigen Tage, wo er sagen kann: „Ein halbes Jahrhundert liegt hinter mir!“ die, einem öffentlichen Charakter theuerste Ermunterung und Anerkennung ernten werde. Möge er noch viele, viele Jahre rüftig streiten gegen das Niedrige und Schlechte und — immer mehr gereinigt von den Schladen irdischer Leidenschaft, die allem Menschlichen ankleben — seine schöne Sendung zum Siege des Rechtes und Lichtes mannhafte vollbringen!“

Etwas von Allen. Dr. Heller in Leipzig bringt in seiner Zeitschrift „Rosen“ ein an ihn gerichtetes Schreiben der berühmten Sängerin Catalani, in Betreff der über sie in Umlauf gewesenen falschen Gerüchte von ihrem Tode. Dieser Brief trägt von Anfang bis zu Ende das Gepräge der Fiktion an sich, und dennoch theilen ihn mehrere achtbare Blätter wie z. B. die Leipziger Allgem. Zeit., die Wiener Theaterzeitung u. s. w. als ächt mit!!

** Ein Pariser Blatt erzählt: „Die fremden Künstler beeilten sich, zu dem sich hier gebildeten Musik-Künstlerverein Beiträge zu unter-schreiben. Biszt gab 1000 Francs, Meyerbeer 500, viele Andere folgten diesem edeln Beispiele. Als Rossini in Paris war, machte ihm Jemand den Vorschlag, diesem großherzigen Werke beizutreten, und zugleich aufmerksam, daß es hinreichend wäre, um Mitglied dieser Gesellschaft zu sein, jährlich 600 Fr. zu zahlen. Hier die Antwort des berühmten Kompositors: „Mein Theuerster, ich bin vor Allem italienischer Künstler; wir haben etwas Aehnliches zu Bologna. Indessen, ich werde schon sehen.“ — Rossini ist abgereist u. gab nichts. Man errichtet ihm eine Statue!“

** Im Großherzogthum Baden sind durch eine Verordnung alle für geistige Getränke gemachten Schulden den Spiel-Schulden gleichgestellt,

über welche man vor Gericht keine Klage erheben kann. Da wird mancher Trinker noch sorgloser als bisher anschreiben lassen, und damit die Sache wenigstens so lange als möglich dauert, sich die weit verbreitetsten Kenntnisse über Wirthshäuser, Weinkeller, Bier- und Lebenswasser-Niederlagen zu verschaffen wissen.

** Brüssel hebt sich zusehend; nach der neuesten Zählung hat es 110,470, u d mit den Fremden 113,207 Einw. in 12,852 Häusern.

** (Gute Aussichten für England.) Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ will wissen, daß „Hofastrologen Ihrer Majestät, der Königin Viktoria, eine zahlreichere Familie versprochen, als die Georgs III. war.“

** Kardinal Mezzofanti, das größte Sprachgenie der Gegenwart, ist von einem schweren Augenübel befallen, das die ernstesten Besorgnisse erregt. Mezzofanti ist fast ein Siebenziger; seine vielen Berufs- und Gelehrtenarbeiten sollen die tiefere Ursache des Übels sein, das Erblindung fürchten läßt.

** Die Wittve Lacoste, welche sich, wie früher gemeldet, wegen des auf ihr ruhenden Verdachts, ihren Gatten vergiftet zu haben, gesüchtet, hat jetzt an den königlichen Procurator zu Auch geschrieben, daß sie sich als Gefangene stellen werde, sobald die den Tod ihres Mannes betreffende Sache der Jury werde vorgelegt werden. Die Wittve sagt, sie sei nur vor einer Gefahr einer Einsperrung von 3 bis 4 Monaten geflohen.

** In Leipzig ist mit dem Beginne dieses Jahrs eine Anzahl christlicher und jüdischer Ehrenmänner zusammengetreten, um durch Bildung eines allgemeinen Vereins mit Hilfe der Presse u. die Emanzipation der Juden zu fördern. An der Spitze stehen unter Andern Karl Biedermann, Otto Wigand.

** Der Graf Argout hat in einer sehr pikanten Zusammenstellung nachgewiesen, daß die Summe der Winter, welche die Häupter der einzelnen patriarchalischen Mitglieder der hohen französ. Pairskammer gebleicht haben, 18,000 Altersjahre beträgt. Die Herren Pairs wären also alle zusammen drei Mal älter, als man das Alter der Welt anzunehmen pflegt.

** Die Damenwelt in New-York hat jetzt eine eigene Regelpahn für das schöne Geschlecht, demnächst soll auch ein Lesezimmer und ein Aulsternhaus für Damen etablirt werden.

** Nach Murphy's „Wetter-Almanach für 1844“ soll der 3. August der heißeste Tag dieses Jahrs werden. Seine Weissagung, der 7. Januar werde der kälteste sein, ist freilich nicht eingetroffen, wonach zu erwarten ist, daß auch der 3. August ihm einen Bossen spielen und vielleicht sehr kühl sein wird.

** Auch eine Kunstreise! Ein armer Jude in sehr zerrissenen Kleidern präsentirte sich un-

längst in Berlin einem reichen Banquier. „Was führt Sie hierher?“ fragte dieser. „Ich hab' gemacht eine Kunstreise, und bitte um Ihre Unterstützung,“ war die Antwort. „Sie haben gemacht eine Kunstreise?“ entgegnete der Banquier, indem er den vor ihm Stehenden von oben bis unten ansah. „Gewiß,“ versetzte dieser, „ich bin gereist von Breslau bis nach Berlin mit sechs Pfennigen; ist das keine Kunstreise?“

Lokal-Beitrag.

Theater. (Deutsches Theater.) Die russische Pantomimen-Gesellschaft der Gebrüder Lehmann setzt mit gesteigertem Successse ihre Vorstellungen fort. Am 31. v. M. gab sie eine Pantomime: „Harlekín als Statue“, die zwar nicht mehr und nicht weniger Unsinn, als alle Fabrikate dieser Art in sich faßt, aber durch frappirende Einzelheiten recht Ueberraschendes u. Ergötzliches bot. Hr. A. Lehmann ist ein Pierot, wie es nur wenige gibt. Jeder Zoll an ihm ist Humor und Laune. Er ist Mimiker im vollsten Sinne und seine „beholdene Unbehilflichkeit“ zeugt von eben so vieler Gewandtheit als Verachtung. Auch Hr. Whittoyne, als Harlekín und Hr. Gold, als Pantalón, führten ihre Charaktere sehr befriedigend durch. Als Herr A. Lehmann am Schlusse des ersten Actes gerufen wurde, erregte sein drastisches Gebührendenspiel, als wolle er sprechen, großes Gelächter. — Als Intermezzo ließen sich wieder die H. S. Whittoyne und Maurice in ihren erstaunenswürdigen Kunststücken sehen und erwarben sich enthusiastischen Beifall.

(Dfner Theater.) Wir erfahren, daß, ausgenommen Mad. Huber, Mad. Sonnleitner, Mad. Steinfels, die Herren Horn, Fröhlich und Kurt, alle Mitglieder dieser Bühne zu Ostern abgehen. Die Oper gibt Herr Direktor Huber ganz auf, und gedenkt für das Schauspiel und die Posse recht verdienstvolle Mitglieder zu engagiren. Herr Zöllner aus Graß, ein vortrefflicher Komiker, ist für die Posse gewonnen. Dem. Roose ist nach Preßburg mit einem Monatsgehalt von 60 fl. C. M. engagirt.

Lokalnotizen. Zu dem großen außerordentlichen Maskenballe, den uns Hr. Emmerling auf den 11. d. M. in den Redoutensälen zusagt, werden bereits die größten Anstalten getroffen und wir erwarten etwas besonders Ueberraschendes, hier noch nie Gesehenes. Als Masken werden erscheinen: 1. Ein Rosenhügel (Amor auf dem Throne); 2. Der Stamm eines Baumes (im Saale seine Zweige, Blätter und Früchte entfaltend); 3. Ein Schweizerhaus (samt seinen Bewohnern); 4. Eine kolossale Wassergeige (mit Maschinenriemern, dann verschiedenen Masken, Karikaturen, Metamorphosen); 5. Das Dampfboot „Pestha“ (mit allen Karnevalsbelustigungen vom J. 1844). So viel wir hören, sind die Arrangements so gut

eingeleitet, daß sie einen eben so sinnigen als überraschenden Eindruck hervorbringen werden.

Der Pesther Schützenball hat neuer wieder seinen alten Ruf behauptet. Er ward am 1. d. M. in den Redoutensälen abgehalten und der Besuch war, trotz der ungünstigen Witterung, eben so zahlreich als die Versammlung großen Theils aus der Elite der Bevölkerung bestand. Der Kreis elegant und geschmackvoll geschmückter Damen strahlte in schönster Glorie und der sinnigen und reichen Masken gab es viele. Morell's Musik belebte Alles und man tanzte, jubelte und zechte bis der anbrechende Morgen zur Heimkehr mahnte.

Wie wir hören, soll es den Bemühungen des hochherzigen Grafen Széchenyi gelungen sein, mehrere Magnaten und sonstige hochgestellte Personen zu bewegen, im Rücken des Pesther Stadtwaldchens, gegen den Rakos zu, Grundeigentum zu acquiriren und diese Gegend durch Anlegung von Maierereien, Landhäusern, Villas, Gärten u. s. w. zu beleben und zu einer höchst angenehmen zu gestalten, wodurch Pesth zum Theil eine Umgegend erhalten, die an jene reizende der Residenzstadt Wien mahnen würde. Möge sich diese Sache gänzlich realisiren!

Wir hören auch, daß man bereits ernstlich damit umgeht, in Pesth ein Arbeitshaus in großem Maßstabe zu erbauen. Bereits soll ein Fond von 40,000 fl. C. M. dazu vorhanden sein, welche Summe sich überaus steigern würde, sobald man Hand ans Werk legen wird. Man ist nur noch nicht über den Ort einig, wo das Gebäude erbaut werden soll. Die schönen Resultate, die bereits das seit Kurzem bestehende, kleine provisorische Arbeitshaus in Pesth lieferte, dürfte um so mehr zu dieser großen Unternehmung aneifern.

Der Kasernenbau auf der Uellöber-Strasse dürfte ebenfalls bald beginnen. Es ist nur noch dabei eine kleine Differenz auszugleichen. Dieses Gebäude wird eines der großartigsten Pesth's werden. Ein längliches Viereck, etwa 100 Klafter lang und 50 breit, die Mitte drei Stok hoch, die beiden Flügel zwei Stok.

Einem längst gefühlten Bedürfnisse wird nun auch in Pesth abgeholfen werden. Die löbliche Bürgerschaft läßt im künftigen Frühjahr, in der Gegend des Lagerhospitals, ein allgemeines Schlachthaus bauen, wodurch so mancher Ungemächlichkeit vorgebeugt werden wird.

Modenbild. Nro. 3.

Paris, 21. Jan. Ball- und Soireenanzüge.
1. Atlaskleid. Berthe und Garnirung des Kleides von Spitzen. — 2. Tullkleid mit drei Köken. Neueste Koiffüre.

Wir machen bei dieser Gelegenheit abermals auf die Arbeiten des Herrn Windscenth (gr. Brückengasse, Ecke der Waiznergasse, „zum goldenen Elephanten“) aufmerksam, der die schönsten Ballkleider im außerordentlichen Geschmacke verfertigt. Da ihm die neuesten Pariser Modelle zu Gebote stehen, so zeichnen sich seine Toiletten eben so durch Neuheit als Eleganz aus.

Beilage: „Handlungszeitung“, Nro. 6.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtansgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nro. 81, nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthandlungen, der H. S. G. Müller, J. Wagner und Treichlinger, u. in F. G. Weissenbergs Papierhandl. (Servitienplatz) in Pesth, u. bei allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Druckerei.



Modes de Paris.
LE MIROIR.

*Robe de tulle à trois jupes. Robe en satin de M^{lle} Clause.
 Berthe et garniture de robe en dentelle Violard.*

1844.

A. S.